

Untergehendes Christentum

Autor(en): **Schaumburg, Wolfgang**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1908-1914]**

Band (Jahr): **5 (1912)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-406243>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Freidenker

Offizielles Organ des Deutsch-Schweizerischen Freidenkerbundes

Herausgegeben von der **Freidenker-Vereinsgesellschaft**
der deutschen Schweiz, Sitz in Zürich.
Postcheck-Konto VIII. 2578.
Sekretariat, Redaktion, Verlag und Administration
Stationsstraße 19, II. L., Wiedikon - Zürich.

V. Jahrgang.

Nummer 2.

Februar 1912.

Erscheint monatlich. Einzelnummer 15 Cts.
Kolportagenummer 10 Cts.

Abonnement:

Schweiz: Fr. 1.50. Ausland: Fr. 2.50 pro Jahr.
Alle Schweizer Postburgen nehmen Abonnements entgegen.

Inserate:

4 mal gespaltene Petitzeile 25 Cts., Wiederholungen Rabatt.

Untergehendes Christentum.

Von Wolfgang Schaumburg.

Sehen wir uns einmal die Zeichen der Zeit, die am Sternhimmel der Weltgeschichte zu lesen sind, etwas genauer an:

1. Die Wissenschaft, die früher nur die Magd der Religion war, steht heute hoch erhaben über ihr und triumphiert über sie. Noch im 17. Jahrhundert konnte ein Galilei durch das Inquisitionstribunal gezwungen werden, zu widerrufen, als er erklärt hatte, daß die Erde, — entgegen den Lehren der Heiligen Schrift, — sich um die Sonne drehe. Damals hieß es noch ganz allgemein: wenn drei Doktoren beieinander wären, so seien immer mindestens zwei Atheisten unter ihnen. Keizer wurden zu Tausenden verbrannt weil sie sich anmaßten, die Worte der Heiligen Schrift anzuzweifeln. In ganz Europa war die Wissenschaft der mitleidlosesten Verfolgung ausgesetzt. Sogar noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts zog sich Jeder der für wissenschaftliche Wahrheiten eintrat, ein Martyrium zu; wenn nicht mehr körperlich, so doch bildlich gesprochen. Das Erscheinen von Darwin's epochemachendem Werk „Die Entstehung der Arten“ im Jahre 1859 versetzte dem Christentum den Todesstoß. Zuerst wurde dieses Buch mit Abscheu begrüßt, der Verfasser wurde gesellschaftlich geächtet und verfiel jener raffinierten stillen Verfolgung in deren Anwendung sich die vom päpstlichen Geiste angewehrte moderne Gesellschaft als würdige Nachfolgerin der „heiligen“ Inquisition erwiesen hat. Der Umschwung der öffentlichen Meinung der seit jenem schicksalsschweren Jahre 1859 stattgefunden hat, ist ein geradezu wunderbarer zu nennen. Zweiundzwanzig Jahre später wurde der früher verfehnte Darwin mit kirchlichen Ehren und einem Schaugepränge an dem die obersten Würdenträger der englischen Staatskirche amtlich teilnahmen, im kirchlichen Heiligtum England's, der Westminster Abtei, im Ehrengarbe, dicht bei Isaac Newton's Ruhesstätte beigelegt. Auf dem Kirchenkongreß zu Shrewsbury im Jahre 1896, waren es wieder die bedeutendsten Kirchenlichter, die in beredten Worten das Gewaltige seiner Lebensarbeit priesen. Eine derartige Umwälzung der Anschauungen ist nur daraus zu erklären, daß die leitenden Geister der Kirche nicht blind dagegen sind, wie sehr sich die glänzende Wahrheit Darwin'scher Lehren in allen Schichten der Bevölkerung, bei den Gebildeten wie bei den Ungebildeten Bahn gebrochen hat und nun alles moderne Leben in ihren Kreis zieht, mit sich fortreißt. Der Kirche aber begann es vor ihrer eigenen Gottähnlichkeit bange zu werden; sie er fand schnell eine neue Auslegung der Heiligen Schrift um sich der Darwin'schen Entwicklungslehre anzupassen, — und hofft nun, dadurch die Wissenschaft wieder in ihr altes Dienstbotenverhältnis zur Religion zurückführen zu können. Die ingenüöse Methode der „Auslegung“ der Heiligen Schrift besteht zumeist darin, daß man uns jetzt gnädigst erlaubt, jedweden beliebigen Bibeltext, für den man früher die buchstäbliche Bedeutung beanspruchte, — bildlich aufzufassen und figurlich auszulegen. Jeder Bibeltext kann also jetzt alles heißen, was sich die Schulle des Lesers gern dabei wünscht und vorstellt. Damit hat aber die Kirche ihre eigene Zitabelle unterminiert, wenn es auch nach außen hin vielleicht so aussehen mag, als ob sie ihre berstenden Wälle und Schanzen wieder neu damit befestigt hätte. Hat einmal der Geist des Nationalismus sich sogar der sogenannten „Auslegung“ kirchlicher Lehren bemächtigt, — so ist die Zeit ein für alle mal vorbei, da die Religion der Wissenschaft auf der Nase herum tanzen durfte.

2. Die Religion ist heute der Kunst untertan, während früher die Kunst unter der Fuchel der Religion stand. Wie außerordentlich „religiös“ sind nicht jene Abscheu erregenden, ausgemergelten Madonnen wie sie Gi-

madue und Giotto zu malen pflegten! Mit dem Beginn der Renaissanceperiode begann der Geist des Heidentums die Kunst wieder zu durchdrängen; die Begeisterung am Leben, an der Schönheit, der Farbe. Welch ein Unterschied zwischen den erwähnten lederhäutigen Madonnen und einer Venus des Correggio! — Auch in unserer Zeit sind es fast durchgängig heidnische Sujets, die unsere Künstler zu fesseln vermögen, und wo sie religiöse Sujets wählen, da geschieht es ganz gewiß nur im Interesse der Kunst, nicht aber der Religion zu liebe.

3. Der Geist der Toleranz beginnt sich auszubreiten unter den Menschen, als herrliche Frucht der allgemeinen Schulpflicht, der weltlichen Schule. Dies hat erweiterte menschliche Sympathieen zur Folge, teils unter völliger Beiseiteschiebung des Kirchtums, jedenfalls aber in einem humanitären Geiste, wie er dem Christentum durchaus fremd ist. Heutzutage sind wir glücklicherweise doch schon so weit, daß sich die Gesellschaft, außer vielleicht diejenige in kleinen und engherzigen Provinzialstädtchen, herzlich wenig um die religiösen Anschauungen eines in ihrer Mitte lebenden Menschen kümmert.

4. Das Christentum selber ist in sich zerplittert und zerrissen. Es gibt in Wahrheit keine heilige „katholische“ Kirche mehr. Selbst die Kirche, die diesen Titel für sich allein in Anspruch nimmt, die römische, ist in sich bereits in sektirischer Weise zerfallen, denn wir haben heute schon den noch sehr jungen „Litkatholizismus“, den Papstkatholizismus und einen Reformkatholizismus. Der Protestantismus gar, zerfällt in eine fast unzählbare Menge von Sekten, von denen jedwede glaubt, die göttliche Wahrheit für sich allein gepachtet zu haben. Der Anglikanismus, der selber ein Schisma darstellt, ist in eine ritualistische und eine anti-ritualistische Partei gespalten, wobei noch zu bedenken ist, daß reichlich drei Viertel des gesamten englischen Volkes sogenannte Nonconformisten sind, d. h. Leute, die mit der Staatskirche gar nichts zu schaffen haben wollen. Selbst die russisch-orthodoxe Kirche schenkt uns immer neue Sekten, die sich von ihr ablösen, eine womöglich immer verschrobener als die andere. — So sieht es heute im christlichen Lager aus; eine Zitabelle die derartig von Streit und Hader der eigenen Besatzung unter einander zerrissen ist, wird die wohl auf die Dauer einem so mächtigen, alles mit sich fortreisenden, zu sich herüberziehenden Feinde wie dem Nationalismus, widerstehen können?

5. Die gesellschaftliche Stellung des Weibes hat sich von Grund aus geändert. Das Christentum wünschte das Weib stets in einer untergeordneten Stellung zu erhalten, „untertan ihrem Manne“ wie Paulus sich ausdrückt. Der Geist des Nationalismus hat sie endlich aus ihrer untergeordneten Stellung emporgehoben, zu der die Paradieseslage sie verurteilt hatte. Die Männer fangen an zu verstehen, daß den Worten Shelley's eine tiefe Bedeutung und eine Antwort im verneinenden Sinne zu Grunde liegt, als er frug: „Kann der Mann wahrhaft frei sein, wenn das Weib Sklavin bleibt?“

6. Der Sonntag wird längst nicht mehr als ein religiöser Feiertag betrachtet, sondern als ein Tag der Erholung; in den Museen, den Gemälde-Galerieen, den Ausflugsorten und auf den Spielplätzen sieht man an diesem Tage weit mehr Menschen, als in der Kirche. Die Kirche ist zur Hauptsache nur noch von Kindern und alten Weibern beiderlei Geschlechts besucht, und zwar im Grunde genommen eigentlich nur, weil die weibliche Natur nun einmal viel konservativer ist, weil sich das Weib an das hält, was eben „Mode“ ist. Sobald es erst einmal aufhört, Mode zu sein, daß man die Kirche besucht, werden auch die christlichen Kirchen verödet dastehen.

7. In früheren Zeiten war es ebensojogut „Mode“, daß die Autoren ihre Bücher und die Gesellschaft ihren Konversationston mit Bibelprü-

chen unterpickte; — heute gehört es nicht einmal mehr zum „guten Ton“, den Namen Gottes oder denjenigen Christi im Gespräch auch nur zu erwähnen. So etwas „tut man eben nicht“.

8. Das Leben ist in diesen modernen Zeiten ein dermaßen luxuriöses geworden wie noch niemals im Laufe der Weltgeschichte, die Epoche des Verfalls der römischen Kaiserherrlichkeit vielleicht ausgenommen. Der Luxus, den wir Modernen treiben, ist aber schmerzhaft im Widerspruch mit dem Geist des Christentums, der Leute wie Paulus oder Augustinus besetzte. Sogar das Fasten ist ganz aus der Mode gekommen.

9. Alle unsere wahrhaft großen Dichter lassen sich in ihren herrlichsten Schöpfungen vom Geiste des Hellenismus durchwehen, nicht von dem des Christentums. Wollte sich heute einer dem Ehrgeiz hingeben, ein spezifisch christlicher Dichter zu sein, so mag er sicher sein, daß er trotz der einwandfreiesten Formvollendung auf dem Parnas doch stets nur als geduldet, nicht als berechtigt anerkannt wird. Auf Klassizität darf er keinesfalls in irgend einer Kulturprache Anspruch erheben.

Summieren wir noch einmal, so gelangen wir zu folgendem Endergebnis.

Der Geist des Christentums ist ein finsterner, weltlichlicher Geist. Man lehrt den Kindern der Namenchristen schon in der Schule, daß diese Welt eine gefallene Welt sei, daß alle Schönheit, aller Glanz und aller Ruhm dieser Welt für den Christen nur da wären um ihn vom schmalen Pfad der Tugend, der ihn zum ewigen Leben führt, wegzulocken. Das blaue Meer, der donnernde Gießbach, der rauschende Wald, — was konnten diese beispielsweise Leuten wie Paulus oder dem heiligen Antonius weiter nützen, die auf Erden ja doch nichts weiter zu tun hatten, als ihre unsterbliche Seele zu erlösen? Die Herrlichkeiten der Natur waren ja nur vorübergehend, die Krone des ewigen Lebens aber war unvergänglich; selbst Motten und Mist konnten sie nicht fressen. Kann man der sogenannten Offenbarung des göttlichen St. Johannes Glauben schenken, so ist im christlichen Himmel für Naturschönheiten überhaupt kein Platz. Vom neuen Jerusalem aber wird erzählt,

daß es aus reinem Golde sei; die Straßen zeigen nichts als Paläste, die Tore sind mit Perlen besetzt und auch die Wände glitzern nur so von Edelsteinen. Davon, daß es dort murmelnde Bächlein gebe, die über die grünen Wiesenründe hüpfen, oder daß man in der köstlichen Einsamkeit der Wälder das Donnern des Wasserfalles, das Rauschen der Bergströme in den Schluchten, an das entzückt lauschende Ohr schlagen hört, — erzählt uns die „Offenbarung“ nichts, sondern wir werden nur sehr aufdringlich daran erinnert, daß es in Neu-Jerusalem „Harfenspieler gibt, die auf ihren Harfen spielen“. Die himmlische Glorie des Sonnenaufgangs und Sonnenuntergangs muß dort gleichfalls unbekannt sein, und auch die nächtliche Sonne des Mondenscheines kennt man nicht, denn „das Lamm gibt ihnen das Licht“, und das Meer ist gleichfalls verschwunden, wenn uns auch nicht gesagt wird, daß das „Lamm“ auch gleich das Meerleuchten mit besorgt.

All diese Dinge sind Stimme und Zeichen dafür, daß das Christentum mit schnellen Schritten seinem schließlichen Verfall entgegengeht. Dieses Religionsystem ist bereits gerichtet vor dem Tribunal der Weltgeschichte, und man kann sich heute höchstens noch in Spekulationen darüber ergehen, wie lange sich der Auseinanderfall noch wird aufhalten lassen. Altersschwach, hinter der Zeit herhinkend, wie das Christentum heute unter uns umgeht, kann es sich den Bedürfnissen einer neuen, unverstandenen Zeit immer schwerer anpassen. Seine Lebenskraft hat es in seinen ausschweifenden Ketzerverfolgungen völlig vergeudet, und daher hat es jetzt weder Kraft noch Saft übrig.

„Das Alte stirbt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Und wie wird nun dieses neuerblühende religiöse Leben sich gestalten? Die neue Religion wird vor allen Dingen nicht eine Religion der Götter und für Götter sein, sondern die Religion der Menschheit, in welcher Raum zur Verehrung alles dessen sein muß, was wir an der Vergangenheit Großes und Erhabenes und Edles kennen; eine Religion zumal, die da überfließt von Liebe — nicht zu „Gott“, sondern zum Mitmenschen,

ohne Rücksicht auf Stand oder Nationalität oder Herkunft. Dies allein würde den kommenden Geschlechtern eine herrliche Zukunft verbürgen. Wir brauchen absolut keine derartige Auch-Religion mehr, die uns, wie die christliche, lehrt, daß das Leben auf Erden überhaupt vom Nebel, und höchstens nur so eine Art Elementarschule für das nächste Leben sei. Auf den Trümmern der christlichen Orthodorie müssen wir den Tempel des Nationalismus aufbauen. Der selbe, abnehmende Mond des Christentums verblaßt am Himmel, je heller es im Osten wird; die Sonne des Nationalismus aber wird und muß in Bälde aufgehen über dieser Welt, und wird der Menschheit endlich das bringen, was sie am meisten ersehnt: Frieden auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!

Der Jesuitenstaat.

Wiener-Brief von unserem Mitarbeiter J. B. Wien.

Im übrigen Europa lebt man schon im 20. Jahrhundert, das sich der Beichtväterpolitik, der Hofintrigen und des feudalen Mittelregiments nur mehr wie an einen bösen Traum zurück erinnert. In Oesterreich blüht aber obenannte Dreieinigkeit noch wie im schönsten Teil des 16. Jahrhunderts und die Dynastie ist nur das willfährige Werkzeug des Jesuitengenerals in Rom. Daher auch das schwarzgelbe Land der Wahrheit gemäß nicht mehr Oesterreich, sondern „Jesuitenreich“ zu nennen wäre. Für den Fernersehenden, besonders aber für den Ausländer ist es schier unbegreiflich, daß dieses anscheinend konstitutionelle Land eigentlich zur Zeit nichts anderes als eine gehorsame Provinz der schleichenden Väter der Finsternis ist, die trotz Parlament, trotz allgemeinem Wahlrecht durch ihren mächtigen Einfluß bei dem kaiserlichen Erbsaule diesen vertorteten Staat immer mehr dem tieffsten Sumpfe der vollkommensten Klerikalisierung zutreiben. Der aber näheres über die schwarzen Maulwürfe weiß, wundert sich nicht mehr, daß trotz den antikirchlichen Wahlen im Juni 1911 das frechste Pfaffenstum Trumpf geblieben ist. Denn in Wirklichkeit regiert eben nicht mehr Franz Josef, sondern das „Belvedere“

Lourdes.

Eine Erinnerung von Otto Ebert (Leipzig).

Auf meinen Wanderungen durch Südfrankreich kam ich auch nach Lourdes. Das Städtchen liegt anmutig am rauschenden Gave de Pau und zwischen den Vorbergen der Pyrenäen. Inmitten des Orts erhebt sich auf steilem Felsen eine alte Burg, und von hier aus schweift der Blick über grüne Täler und Höhen bis zu den fahlen Bergriesen. Aber es ist nicht die großartige Natur, die die zahlreichen Besucher nach Lourdes lockt; die meisten wollen mehr als Natur, sie verlangen Uebernatürliches. Das Anziehende ist die Wundergrotte mit dem heilkräftigen Wasser. Der Legende zufolge soll hier im Jahre 1858 die „Mutter Gottes“ einem Hirtenmädchen erschienen sein und verheißen haben, daß alle diejenigen, die gläubigen Herzens das Wasser der neuentstandenen Quelle trinken und die Wände der Grotte küssen, von den Leiden des Körpers und der Seele erlöst werden sollen. Die Heiligkeit hat diese Angelegenheit „unterjocht“ und sehr — nachbringend gefunden. Nachdem auch der Papst seinen Segen dazu gegeben, kommen alljährlich Hunderttausende und erhoffen Heilung von allen möglichen Gebrechen. Daß durch das Wasser der Wundergrotte Weinbrände, Verfümmelungen und ähnliche Schäden nicht kuriert werden können, sondern höchstens durch Zugreifen die eingebildeten und Nervenleiden, das ist wohl für jeden Denkenden klar; und wenn trotzdem die französische Regierung den Wahnglauben ruhig walten läßt, so nur deshalb, um der Einwohnerschaft von Lourdes nicht die Erträge zu rauben. Ja, hier in Lourdes lebt fast alles

von den Gelde der Gläubigen und Fremden; diese Wahrnehmung macht man schon beim ersten Spaziergang durch die Stadt. Hotels, Verkaufsläden und Pensionen wechseln miteinander ab. Besonders in der Straße zur Grotte reißt sich Basar an Basar, die tausenderteil Kunden feilbieten. Und als wir erst die Pilgerhäuser, die Badeanstalten und die prunkvollen Kirchen sahen, da erkannten wir, wie der Wasserquell sich zum Goldstrom verwandelt.

Die Grotte liegt etwas von der Stadt entfernt; sie war an dem Tage, als ich mich mit meinem Reisekameraden dort einfand, von zahlreichen Andächtigen umlagert. Tausendfacher Lichterglanz strahlte uns entgegen, und vielfimmiges Beten drang zu unsern Ohren. Oben an der Felsenwand in einer Nische steht die lebens-rote Statue der Jungfrau Maria; die von ihr zum Hirtenmädchen gesprochenen Worte umkränzen ihr Haupt wie ein Heiligenschein. Die grünen, zum Teil schon vom Herbst gefärbten Blätter der Schlingpflanzen, die den Felsen dicht umwuchern, bilden für die weiße Gestalt einen prächtigen Rahmen. Unter ihr wölbt sich die Grotte, ganz schwarz verdräncht von den unzähligen Kerzen, die Tag und Nacht brennen. Nach der Straße zu sperre ein Gitter ab. Nur während einiger Stunden des Tages wird die Pforte geöffnet, und die Gläubigen gehen im Aufmarsch an dem Felsen vorüber, reiben ihre kranken Glieder daran oder küssen ihn. Wie ich bemerken konnte, fanden nur wenige dies unapostolisch und wischten zuvor die Wand mit einem Tuche ab. — Im Hintergrund der Grotte liegt ein ganzer Stoß Briefe. Es sind Bittgesuche und Dankschreiben an die Mutter Gottes. Dem Aufseher nach funktioniert die Himmels-

post nicht richtig. Mit der Heilung der Lahmen muß es wohl besser gehen, wenn man nach den vielen Krüden schließen darf, die hier hängen und von den Gefundenen zurückgelassen sein sollen. Der Raum in der Grotte reicht dazu noch gar nicht hin; auch draußen an der Felsenwand sieht man unzählige Krücken und Stöcke jeglichen Kalibers und jeder Qualität. Ist das Wasser wirklich so heilkräftig, das hier aus einem Duzend Röhren sprudelt? Ich konnte keine Wunder sehen, und mir persönlich schied nichts; ich beehrte nur, um meinen großen Durst zu löschen.

Dem Leben und Treiben hier vor der Grotte zuzuschauen, ist sehr interessant. Immer wieder kamen neue Scharen Gläubiger und brachten Kerzen in allen Größen, die sie vor dem Gitter ablagerten. Der Kerzenhaufen muß großartig florieren. Für die fortwährende Beleuchtung werden ja eine riesige Menge Lichter gebraucht, aber es sind immer noch viel mehr vorhanden. Von Zeit zu Zeit kommt nun ein Alter mit einem Schiefelarren und holt die überzähligen; sie wandern zurück in die Löden und — das Geschäft beginnt wieder von neuem. Wenn auf den Bänken vor der Grotte die Pilger sich erholt haben von ihren Strapazen und die nötigen Rosenkranztauren gemacht sind, dann beginnt der eigentliche Zweck ihres Daseins. An den Wasserquellen werden die Augen gewaschen, die kranken Glieder ein-erleben und gebadet, hauptsächlich aber die mitgebrachten Gefäße gefüllt. Und was sieht man da nicht alles! Von Bierflaschen gehts aufwärts bis zu großen Blechtannen, ja Ballonflaschen in Körben. Nebenbei wird nun auch feste getrunken, aber es scheint doch noch heilkräftigeres Getränk zu geben als dieses Wasser. Zur Mit-